

(Nachdruck verboten.)

12]

Der Kuppelhof.

Roman von Alfred Bock.

Bei dämmerndem Abend begab sich der Soldat wieder auf den Festplatz. Schon von weitem schallten ihm Gelächter und Geschnalze entgegen. Näher tretend gewahrte er den Kalmuck, der, die Militärmütze auf dem Kopf, sich in seiner Veteranenwürde fühlte und vor einer zahlreichen Zuhörerschaft Kriegserlebnisse zum besten gab. Die Komik seines Vortrags entfesselte Stürme von Heiterkeit.

„Ihr lacht, wo nix zu lachen is,“ ereiferte er sich. „Respekt vorm zweiten Regiment! Alleweil kommt die Schlacht bei Briare. Geb mir emal eins ein Stück Papier.“

Man reichte ihm einen Feszen dar. Den hielt er — zum Schein nur — vors Gesicht und deklamierte:

„Es war am vierzehnten Tage im Monat Januar,
Da scholl der Ruf: „Ihr Brüder, eilt schnell, uns droht Gefahr,
Es heißt, bis an die Loire der Feind uns schon umging,
Auf, Brüder, nun zum Streite, wir sprengen heut den Ring.“

„Seid mutig in dem Kampf und weicht dem Feinde nicht.“

Im Sturm mit Hurraufen ging's längs der Bahn hinan,
Man brach, gefährdt vom Blute, sich durch die Feinde Bahn.

Die Reiter wie die Jäger, vom Feind in Hauf bedroht,
Sie haben fest gestanden und nicht geschaut den Tod.

Der Oberst sprach: „Soldaten, Ihr habt Euch kühn gewehrt.
Sonst wären wir gefangen vom Feinde und euehrt.“

So haben wir geschlagen uns durch mit großem Mut,
Doch mancher war gefallen, sein Leichnam schwamm in Blut.“

Mit Briare ist's ein Ende, wohl dem, der es nicht kennt,
Viel Not hat da gelitten das zweite Regiment!“

„Bravo!“ zollte man dem Redner Beifall. Dieser verneigte sich dankend nach allen Seiten. In diesem Augenblick bemerkte er den Allendorfermag und tänzelte auf ihn zu.

„Grüß Gott, Kamerad! Gibst Du was aus?“

„Nee,“ wies ihn der Soldat schroff ab, „Du seist ja schon voll.“

„Ich voll?“

„Ja, wie'n Polack.“

„Die Sonne geht auf über Gute und Böje. Kamerad, Du hast einen Sonnenstich.“

„Mach, daß Du fortkommst!“

„Gib was aus, Kamerad, und ich bin Dein Freund.“

„Dadrauf könnt ich mir was einbilden!“

„Dein Vater is doch auch net so und läßt sich gehörig melken.“

„Salt Dein Maul!“

„Ja, wenn ich einmal die Maulsperr hab. Allo! Geb was aus, Kamerad.“

„'n Dreck für Dich, Du Bagabond!“

Der Kalmuck wandte sich an die Umstehenden:

„Seht Ihr's, Ihr Leut, so zwitschern die Kanarienvögel*). Und sein auch im Feldzug so gewest. Da konnt eins Hungers sterben, die gaben uns Berrecken nix her.“

Der Maß ließ den Schimpf nicht auf sich sitzen.

„Noch ein Wort, und Du kriegst ein in die Frag!“ schrie er mit schäumender Lippe.

Der Kalmuck hob sich auf die Fußspitzen und wippte hin und her.

„Was wahr is, is wahr. Und fällt kein Dibelche**) weg. Den Spaziergang auf meiner Frag möcht ich mir übrigens verbitten. Pack Dich an Deiner Nas', da hast Du Fleisch und Knochen.“

„Wart, ich helf Dir, Du Mißgeburt!“ Wupp! traf den Kalmuck ein Schlag, daß er rücklings zu Boden fiel.

Aus dem Zuschauerkreis sprang jemand vor und stellte sich dem Maß entgegen.

Der lachte auf.

„Geißbock Du? Gelle, sie haben Dich lang net gebügelt?“

*) Die Soldaten des 117. Hessischen Infanterieregiments werden wegen ihrer gelben Patten und Achselklappen spottweise „Kanarienvögel“ genannt.

**) Tüpfel.

Den schwächtigen Körper straff aufgerichtet, die Finger zum Angriff gekrümmt, stößt der Fried heraus: „Erbgründ, der Du seist!“

Die Gasser rings weichen zurück. Stimmen werden laut: „Tut sie auseinander. Die sollen uns net das Fest verschennen.“

Es war zu spät. Schon hatten sich die Rivalen gepackt. Mit einer Gewandtheit, die ihm keiner zugetraut hätte, faßte der Fried das Seitengewehr des Maß, riß es aus der Scheide und schleuderte es fort. Eine Weile hielten sie sich regungslos umschlungen und belauerten einander mit weit aus den Höhlen getretenen Augen, wer sich zuerst eine Blöße gäbe. Jetzt schwankten sie hin und her, eine kompakte Masse. Die Erbitterung ließ dem Fried ungläubliche Kräfte. Er schien seinem Gegner völlig gewachsen. Plötzlich gelang es dem Maß, den Untergriff zu bekommen. Der Schneider wehrte sich verzweifelt, allein sein Schicksal war besiegelt. Er stürzte und zog den Maß mit nieder. Dieser bohrte ihm die Faust ins Gesicht. Gleich floß das Blut in Strömen.

Das alles hatte sich in wenigen Minuten abgespielt, doch war die Kunde von der Schlägerei rasch in die Festhalle gedrungen. Viele verließen ihre Plätze, den Spektakel nicht zu veräumen. Der Dogheimer und der Hannpeter schlossen sich den Schaulustigen an. Als sie auf den Kampfplatz kamen, war der Streit bereits entschieden.

Da geschah etwas, dessen sich niemand versah. Jemand hatte der Mariann die Stobspost überbracht, daß der Schneider in seinem Blute liege.

Mit einem Schrei des Entsetzens stürzt sie fort, durchbricht die Menge, die den bewußtlosen Fried umdrängt und wirft sich jammernd neben ihm nieder.

„Fried, lieber Fried!“

Sie richtet seinen Kopf empor und versucht mit ihrem Schnupftuch das aus Mund und Nase quellende Blut zu stillen.

Da er sich nicht rührt, ruft sie mit herzerreißender Stimme: „Ge verblut sich. Um Gottes willen, helfst, Ihr Leut!“

Die Menschen sind wie vom Donner gerührt. Erst allmählich weicht die Erstarrung von ihnen. Einer raunt dem anderen zu: „Wißt ihr's denn net? Der Geißbock is ihr Schatz. So'n reich Mädchen! Und schamt sich net.“

Mit den Ellbogen schafft sich der Dogheimer Platz. Vor seinen Augen züngeln Flammen. Ein rasender Schmerz droht ihm die Brust zu sprengen. All seine Gedanken fluten in einen zusammen: „Wann du die Schand nur zudecken könntst!“

Nun steht er an seiner Tochter Seite und reißt sie mit einem Ruck in die Höhe.

„Bei mich gehörst Du, Du schlecht Mensch!“

Sie wendet ihm ihr leichenblaßes Antlitz zu.

„Und wann Du mich totschießt, Vater, ich bleib hier!“

— Er schüttelt sie, daß man glaubt ihr müssen gleich die Glieder brechen.

„Her, Du Trompel!“

Er bietet all seine Kräfte auf, doch bringt er sie nicht von der Stelle.

Da kommt ihm der Hannpeter zu Hülfe, und selbstweitz zerran sie mit Gewalt das Mädchen fort.

Rechts und links bildet die Menge Spalier. Niemand wagt sich ins Mittel zu legen. Der Vater allein ist Richter über sein Kind. — Eine Strecke am Boden hingeschleift, gibt die Mariann ihren Widerstand auf.

„Großen Dank, Nachbar!“ schnauft der Dogheimer, triefend von Schweiß. Auf seine Tochter deutend, setzt er hinzu: „Die geht eh von allein.“

Ein paar Schritte tut er vorwärts, dann dreht er sich noch einmal um.

„Nachbar! Wann Du den Karges siehst: mit seinem Bub, dem Maß, is mir's recht. Für den Fall he morn noch Urlaub hat, können wir die Brait gleich machen.“

„'s is gut,“ spricht der Hannpeter mit gehuchelter Ruhe und macht sich spornstreichs davon, dem Karges die Freudenbotschaft zu bringen.

Unter Aufsicht des alten Videlmeyer, der sich des Fried angenommen hatte, wurde der bluttrüchtig Geschlagene von zwei Burschen auf eine Tragbahre gelegt und in das Häuschen seiner Mutter geschafft. Diese schrie laut auf, als die Männer mit ihrer Last über die Schwelle traten. Der Videlmeyer teilte ihr mit, was vorgefallen war. Der Fried sei unterwegs schon wieder munter geworden. Er habe ziemlich Blut verloren, das habe ihn ein bißchen geschwächt. Heutzutage mache man so viel Aufhebens davon, wenn einer mal was abkriege. Früher habe man sich ein Fest nicht denken können ohne eine mordsmäßige Schlägerei. Die Blessur des Fried habe nichts zu bedeuten.

Also beruhigte er die Horlig, half ihr den Patienten entkleiden und betten. Dann legte er Zunder auf die Wunden und murmelte vor sich hin: „Blute nicht, gäre nicht, schwäre nicht. Liebster Jesu, heile es mit deiner Kraft. Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes! Amen!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Ouvertüre.

Burleske von Karl Ettlinger.

Fritz Frank Lenikoff hatte eine Ouvertüre geschrieben: die Ouvertüre zu „Der König und der Marabu“, einem Drama seines Freundes Dippel. Da das Stück nur fünf Akte hatte und deshalb bei den heutigen Theaterpreisen nicht der Zeitdauer entsprach, die ein Logenbesucher für sechs Mark inklusive Billettsteuer beanspruchen kann, hatte Fritz Frank eine Ouvertüre hinzugegedichtet. Sie war fünfzehn Minuten lang und hochmodern. Es kamen zwei selbst-erfundene Instrumente mit niedriggewesenen Klangwirkungen darin vor, eine Kantilene im Cake-walk-Rhythmus für Flauto solo mit Waldhornbegleitung, sowie ein Marschquartett, bestehend aus Posaune, Brummbar, Jagott und Triangel. Obwohl diese neuen, eigenartigen Klangwirkungen im Klavierauszug nicht zur Geltung kommen konnten, hatte sich Fritz Frank doch entschlossen, seinen Freunden das Werk auf dem Flügel vorzuspielen. Er hatte also einen musikalischen Bierabend arrangiert, zu dem er seine sieben Bufenfreunde — Fritz Frank hatte natürlich keine sieben Bufen, sondern nur so viel Freunde — eingeladen hatte.

Die Ouvertüre zu „Der König und der Marabu“ war vorüber. „Ausgezeichnet!“ lautete das einstimmige Urteil. „Ausgezeichnet, Fritz! Prost!“ Und die sieben Bufenfreunde tranken auf seine Zukunft und seine Zukünftige.

Während die anderen Sechse zwei Statpartien arrangierten, nahm Fritz Frank seinen Bufenfreund Adolf beiseite.

„Wie gefällt Dir eigentlich meine Ouvertüre?“ fragte er harmlos.

„Großartig! Ich hätte Dir so was nicht zugetraut, aber —“

„Aber?“

„Richard Wagner sagt einmal: Die einzige Form der Musik ist die Melodie. Ich halte Wagner nicht für unsehbar. Gott bewahre! Der Tristan ist zum Beispiel viel zu lang und der Parsival viel zu kurz. Notabene Parsival — findest Du nicht, daß Dein Marschthema einige Ähnlichkeit mit dem Marsch der Gralsritter hat?“

„Aber erlaube mal —“

„Du brauchst Dich deshalb nicht aufzuregen, es kam mir nur so vor. Ich kann mich ja auch irren. Jedenfalls ist Deine Ouvertüre eine starke Talentprobe, zu der ich Dir gratuliere! Nichts für ungut! Alter Jungel!“

„Theodor!“ sagte eine Viertelstunde später Fritz Frank zu seinem zweiten Siebtel Bufenfreund. „Sag mir mal offen Deine Meinung über meine Ouvertüre!“

Theodor hatte schon eine Mark siebzig im Etat gewonnen und war daher sehr guter Laune.

„Deine Ouvertüre? — Mein Kompliment! Ganz reizend! Tatsache! Aber —“

„Aber?“

„Wie sagt doch Wilhelm Busch?“

Musik wird oft nicht schön gefunden,
Weil sie stets mit Geräusch verbunden.

Du bist ein bißchen zu scharf ins Zeug gegangen. Vielleicht hat auch nur Dein Flügel einen so harten Ton. Weißt Du, Radan läßt man sich schließlich bei Richard Strauß gefallen. Webrigens kennst Du sein „Heldenleben?“ Dein Marschquartett klingt verflucht an die eine Stelle an.“

„Welche Stelle?“

„Ich hab's jetzt nicht mehr im Kopf. Ich würde das aber an Deiner Stelle ändern. Fällt Dir ja sicher bei Deinem Genie nicht schwer! Aber ich muß weiter spielen, die anderen werden schon wild. Also nichts für ungut, und die Stelle mußt Du unbedingt ändern! Nicht wahr?“

„Ach, was ich sagen wollte,“ kam Georg auf den gefeierten Komponisten zu. „Du hast mich wirklich heute Abend aufs angenehmste durch Deine Ouvertüre überrascht. Bist ein ganzer Kerl! Mit Dir muß man sich halten, Du hast eine Zukunft!“

„So, hat Dir mein bescheidener Versuch gefallen?“ fragte Fritz Frank freudestrahlend.

„Gefallen ist gar kein Ausdruck! Ich bin platt, begeistert, verzückt! Aber —“

„Aber?“

„Den Ausschlag gibt immer die Harmonie,“ sagte einmal Schumann. Ich weiß nicht mehr wo, übrigens kann's auch Beethoven gesagt haben. — Weißt Du, über Beethoven geht doch nichts. Seine C-moll-Sinfonie, das ist Musik, was? Ist es Dir, nebenbei bemerkt, nicht aufgefallen, daß Dein Marschquartett dem Thema des Schlusssatzes zum Vertauseln ähnlich sieht? Ich wollte Dich nicht im Spiel unterbrechen, aber ich halte es doch für meine Freundschaft, Dich hierauf aufmerksam zu machen. Es wäre schade, wenn die Ouvertüre, die sonst wirklich famos ist — ohne Schmeichelei — deswegen durchfiel. Du nimmst mir doch meine Aufrichtigkeit nicht übel?“

„Durchaus nicht, durchaus nicht!“ stotterte Fritz Frank. „aber . . . laß Dich nicht im Etat stören!“ Und er geleitete ihn an seinen Platz zurück.

„Donnerwetter, sollte mein Marsch wirklich aus der fünften Sinfonie sein?“ dachte er und summierte das Thema vor sich hin. „La — la — la — la — Quatsch! Auch nicht die Spur von einer Ähnlichkeit! Was die Kerle nur wollen! Kretins! Aber an den Gesang der Rheintöchter klingt etwas an. Natürlich — la — la — la — oder vielmehr an die Arie der Lukrezia Borgia — la — la — la —“

„Mensch, höre auf zu la-en!“ unterbrach Roberts Stimme seine Betrachtungen. „Ein Komponist wie Du hat es wahrlich nicht nötig, sich dem Stumpfsinn zu ergeben. Ich mache prinzipiell keine Komplimente, aber wenn Deine Ouvertüre keinen Bombenerfolg hat, dann hat überhaupt nichts mehr Erfolg. Wenn es nicht schon so spät wäre, würde ich Dich bitten, sie noch einmal zu spielen. Ich wollte Dich nämlich auf etwas aufmerksam machen.“

„Ich weiß schon,“ entsetzte sich Fritz Frank, „Schubert sagt einmal —“

„Wer spricht von Schubert!“ unterbrach ihn Robert. — „Kennst Du die Schriften von Rubinstein? — Ich kenne sie offen gestanden auch nicht. Aber er hat einmal ein reizendes Bonmot über Mozart geprägt. Bonmot ist vielleicht nicht der richtige Ausdruck. Er ruft nämlich aus: „Ewiger Sonnenschein in der Musik, dein Name ist Mozart.“

„Und mit was hat also mein Marschquartett Ähnlichkeit?“ schmauchte Fritz Frank, bebend vor Erregung.

„Da Du selbst die Empfindung hast, als wäre es nicht ganz Original, kann ich Dir's ja ungeniert sagen: Dein Marschquartett ist eigentlich nichts, als eine geistreiche Variation über das Lied des Cherubin aus „Figaro“.“

„Hinaus!“ brüllte Fritz Frank plötzlich. „Die ganze Bande hinaus!“

„Wie beliebt?“ fragten die Statspieler unisono.

„Hinaus, sage ich! Ich habe Kopfkämpfe! Ich muß allein sein! Hinaus!“

„Dann laß uns wenigstens die Partie zu Ende spielen!“ gröhnte Adolf.

„Spielt auf Beethovens Bude, aber nicht auf meiner!“ tobte Fritz Frank. „Ich will allein sein! Versteht Ihr kein Deutsch? Hi — naaaus!“

Drei Minuten später saß Fritz Frank allein vor seinem Flügel und trommelte sein Marschquartett. Dann ließ er kraftlos die Hände von den Tasten sinken.

„Es ist aus Meyerbeers Afrikanerin,“ sprach er dumpf zu sich, „Vasco de Gama singt es im ersten Akt oder nein — eigentlich scheint es das Lied des Eremiten aus dem „Freischütz“ zu sein. . . . Möglicherweise erinnert es auch an den Meisterfingermarsch — lalala — la — la — Herrgott! Daß ich nicht früher darauf kam! Das ist ja faktisch aus der „Schönen Helena“ — oder — sollte mich die „Szene am Bach“ aus der Pastoral-Sinfonie beeinflussen haben?“

Fritz Frank hatte plötzlich das Gefühl, als griffe ihm eine eiserne Faust nach der Kehle; er rang nach Atem; er wollte schreien, aber seine Kräfte versagten. Mit einem dumpfen Knall fiel er vom Klavierstuhl zu Boden: eine wohlthätige Ohnmacht umfing seinen Geist. . . .

Daß das Marschquartett Ton für Ton Schumanns „Kreisleriana“ entnommen war, hat er nie erfahren. —

(Nachdruck verboten.)

Herstellung von Tapeten-Druckwalzen auf photochemischem Wege.

Die große Vorliebe des tausenden Publikums für stoffartige Tapeten, mögen sie nun aus Gobelin-, Seiden- oder Velourstapeten auftreten, hat die Fähigkeit der Tapetenzeichner in der Nachbildung

von Textilmustern in hohem Maße gesteigert. Doch die eigenartige Textur der verschiedenartigen Stoffe vermochten sie weder mit dem Stift, noch mit Pinsel und Farben getreu wiederzugeben. Man mußte sich zur Erzielung des Stoffeffektes ganz anderer Hilfsmittel (der veloursartigen Papiere, der Gaufrirwalzen, des Wollstaubes usw.) bedienen, und nicht selten wurde der Effekt des Vorbildes derart übertrieben, daß das Surrogat sich aufdringlich als das repräsentierende, was es in Wahrheit ist, ein gewalttätig in Stoffstruktur ausgeprägtes und mit Tuchstaub überklebtes Papier.

Es liegt im Grunde ziemlich nahe, dem Verlangen nach stoffartigen Tapeten durch Reproduktion von Geweben und Stidereien auf photographischem Wege gerecht zu werden. Doch die Lösung dieser Aufgabe war nicht so einfach. Es ist wohl leicht einzusehen, daß die für den Illustrationsdruck angewendeten photomechanischen Verfahren sich auch auf den Tapetendruck übertragen lassen, doch waren ganz außerordentliche Schwierigkeiten zu überwinden. Das Buchstische bildet ein abgeschlossenes Bild, beim Tapetenruck aber handelt es sich um ein fortlaufendes Muster, das in allen Teilen völlig gleichmäßig ausfallen soll. Sodann mußte das Muster völlig korrekt auf die Zylinderfläche der Druckwalze gebracht werden, da es den in der Tapetenfabrikation gebräuchlichen Typ der Walzenruckmaschine ohne wesentliche Aenderung anzuwenden galt.

Das photomechanische Verfahren verlangt nun vor allen Dingen Bronze- oder Kupferwalzen, und es gelang auch, für diesen Zweck völlig nachtlose Metallröhren zu gewinnen. Aber nun entstand die Schwierigkeit, diese als Druckwalzen mit einer für den photomechanischen Prozeß erforderlichen gleichmäßigen, lichtempfindlichen Schicht zu bedecken.

Nachdem auch diese Aufgabe glücklich gelöst war, galt es noch besonderen Forderungen der Tapetenfabrikanten gerecht zu werden. Wird die das Negativ bildende dünne Folie von der photographischen Platte abgezogen und um die präparierte Walze herumgelegt, damit das Licht durch das Negativ hindurch auf die lichtempfindliche Schicht wirke, so kann das Muster nur dann in allen Teilen völlig gleichmäßig ausfallen, wenn die für den Walzenumfang erforderlichen Folien in allen Teilen von gleichem „Lichtwert“ sind. Das Licht soll also mit gleicher Stärke durch alle Punkte der Folie hindurchdringen, soweit dies eben das betreffende Muster verlangt. Bei den abgegrenzten Bildern des Illustrationslithoess spielte der verschiedene Lichtwert der Folien gar keine Rolle. Hier aber, wo das Muster auf den Umfang einer Walze und durch diese in vielfacher Wiederholung auf das Tapetenband gebracht wird, würde sich der verschiedene Lichtwert der einzelnen Folienblätter auf der Tapete in Form abgegrenzter hellerer und dunklerer Partien abzeichnen. Der Graphische Gesellschaft in Berlin, welche derartige Walzen für die Tapetenindustrie auf den Markt brachte, gelang es nach vielen Experimenten, durch gleichmäßige Lichtverteilung völlig gleichwertige Folien für den ganzen Walzenumfang zu erzielen.

Die Graphische Gesellschaft arbeitet nach den Patenten Dr. Mertens, während eine zweite Firma, Jean Hiedemann in Köln, die Walzen nach den Patenten von E. Kolffs herstellt. Die Verfahren mögen sich wesentlich unterscheiden, die Grundprinzipien stimmen aber jedenfalls überein.

Ganz wunderbar ist es nun zu sehen, wie außerordentlich mannigfache Stoff-Effekte durch das photochemische Verfahren erreicht werden können. Textilstoffe, die niemandem für die Tapetenfabrikation geeignet erscheinen dürften, sind in entsprechender photographischer Vergrößerung oder Verkleinerung von ganz bestechender Wirkung. Ja vielfach wird die Zeichnung dieser Stoffe zur Nebensache, die Textur zum Haupteffekt des Musters. Die Tätigkeit des Zeichners wird aber durch das neue Verfahren keineswegs ausgeschaltet. Sofern die Zeichnungen nur dem neuen Zwecke angepaßt sind, lassen sie sich gleichfalls auf photochemischem Wege auf die Walze bringen. In schwarzer Tusche ausgeführte Zeichnungen können aber mit jedem Textil-Dessein kombiniert werden. Das kann sowohl durch Herstellung der Zeichnung auf einem Textilstoff, wie auch durch Kombination des Textilproduktes mit dem Entwurf auf photographischem Wege erfolgen. Ich habe überaus reizvolle Arbeiten dieser Art gesehen — Kombinationen von Zeichnungen mit Tüll, Seide, Jute usw. Auch wird die natürliche Struktur der verschiedenen Hölzer durch das photochemische Verfahren auf das getreueste reproduziert. Zeichner, die sich in den Dienst dieser Technik stellen, müssen allerdings auch den neuen Ansprüchen gerecht zu werden streben. Das neue Verfahren liefert geätzte Metallwalzen, die alle Details getreu wiedergeben und zur Erzielung feiner Details besonders geeignet sind. Hier kann man gerade durch die feine Abtönung der Flächen, durch sorgfältige Detaillierung die schönsten Wirkungen hervorbringen. Durch Farbkontraste kann uns der Zeichner in diesem Falle nicht gewinnen; die Zeichnungen müssen vielmehr in schwarzer chinesischer Tusche bester Qualität auf weißem, glanzlosem Papier ausgeführt werden. Der Tapetenzeichner muß also nun wie in der Illustration Licht und Schatten wie alle Zwischentöne allein mit schwarzer Tusche auszudrücken verstehen.

Eine eingehende Schilderung des photochemischen Verfahrens darf ich mir ersparen, da dasselbe im wesentlichen mit der Herstellung der Buchstische, der Stellvertreter des Holzschnittes, übereinstimmt. Das Verfahren besteht im wesentlichen darin, daß alle Partien des mittels Negativ auf die Metallfläche übertragenen Bildes durch ein Deckmittel gegen die Aechtschlüßigkeit geschützt werden, sodas alle zum Bilde gehörigen Striche und Punkte erhaben über dem tiefgeätzten Metallgrunde stehen bleiben. Nachdem das Licht auf die lichtempfindliche Schicht der Walze eingewirkt, also das

Kopierverfahren beendet ist, kommt die Walze in das Entwicklungsbad und wird dann, wie jedes Buchstische, geätzt und angedruckt. — Fred Hood.

Kleines feuilleton.

h. Volksgärten und öffentliche Anlagen. Die Lungen der Großstädte — so hat man, und nicht mit Unrecht, die Volksgärten und öffentlichen Anlagen genannt — stehen in den verschiedenen Orten in einem wechselnden Verhältnis zu der bebauten Fläche. Wie dieses Verhältnis sein müßte, um in jedem Falle die günstigste hygienische Wirkung herbeizuführen, würde von Fall zu Fall zu prüfen sein. Es spricht hierbei vor allen Dingen die Dichtigkeit mit; die Größe der Stadt, die Dichtigkeit ihrer Bevölkerung, ihre industriellen Betriebe, das klimatische Verhältnis, die Höhenlage, die Bodengestaltung, das sind einige weitere Faktoren, die berücksichtigt sein wollen.

Ein Ueberblick über das vorhandene Verhältnis zwischen der Gesamtfläche der Städte und der Fläche ihrer öffentlichen Anlagen zeigt, daß im allgemeinen die kleineren Städte in dieser Beziehung besser dastehen als die Großstädte. Eine sich mit dieser Angelegenheit beschäftigende Statistik, welche einige 60 der bedeutendsten Städte Deutschlands umfasste, ergibt nun für vereinzelte Großstädte ein günstiges Resultat. Bei Rostock, Frankfurt a. M. und Köln steigen die Verhältniszahlen der öffentlichen Anlagen bis zu 52 Proz.; im allgemeinen bewegt sich das Verhältnis zwischen der Größe der öffentlichen Anlagen und der Gesamtgrundfläche zwischen 1 und 10 Proz. Da anzunehmen ist, daß die Stadtverwaltungen namentlich bei Stadterweiterungen möglichst günstige Verhältnisse in dieser Beziehung anstreben, ohne mit Grund und Boden zu verschwenderisch umzugehen, damit das Weichbild nicht ins Ungemessene wächst, scheint die Zahl von 5 Proz. der Gesamtfläche als eine Normalzahl sich allmählich herauszubilden. Bei Berlin ergibt sich beispielsweise 5,8 Proz.

Zu bedenken ist hierbei jedoch, daß die Statistik als bebaut Fläche auch die zu Wohnhäusern zählenden Gärten sowie die für die Bebauung vorgesehenen Parzellen mit einrechnet. Das Verhältnis wird also zugunsten der „Lungen“ ein etwas größeres sein, als es die Statistik tatsächlich nennt. Die dieser Art zur bebauten Fläche gerechneten Ländereien sind in den verschiedenen Städten natürlich wieder sehr verschieden, so daß mit der Statistik nicht allzubiell anzufangen ist. Lediglich das eine beweist sie, daß es eine Möglichkeit giebt, die Verhältniszahl der öffentlichen Anlagen recht groß zu gestalten.

Wertvoller ist schon eine Statistik, welche den Flächeninhalt der öffentlichen Anlagen und Volksgärten auf die Einwohnerzahl verteilt, und zwar deshalb, weil das Verhältnis zwischen Stadumfang und Dichtigkeit der Bevölkerung nicht in allen Städten dasselbe ist. In dieser Beziehung steht Frankfurt a. M. obenan, wo auf den Kopf der Bevölkerung 122,05 Quadratmeter öffentliche Anlagen kommen. Es folgen dann Hagen i. B. mit 64,41, Wiesbaden mit 53,90, Augsburg mit 41,61 und Rostock mit 33,26 Quadratmeter pro Kopf. Dann geht es gleich herunter auf 17,93 und darunter. Wenn wir die genannten fünf Städte unberücksichtigt lassen, so ergibt sich als Mittel für die übrigen Städte 5,55 Quadratmeter, eine gewiß recht bescheidene Zahl. Wenn wir nun die größten Städte betrachten, so sehen wir, daß hier die Verhältniszahl oft noch wesentlich unter dem Mittel steht; so gewähren Berlin und Hamburg nur je 1,98, Nürnberg 1,69, Stettin 1,28, Hannover 3,82, Leipzig 4,50 und Dresden 4,09 Quadratmeter pro Kopf. Lediglich München erhebt sich mit 13,32 Quadratmeter wesentlich über das Mittel. —

— Ueber einen großen Münzfund in Glanz in der Schweiz berichtet der „Bund“: Im Oktober 1904 wurde beim Bau der Straße Glanz—Näfchen im Bündner Oberland unter der Ruine „Grüned“ ein höchst wertvoller Münzfund gemacht. Die Münzen sind vom Nätischen Museum in Chur erworben worden. In der letzten Sitzung der bündnerischen historisch-antiquarischen Gesellschaft hielt Stadtarchivar F. Jeddlin von Chur einen interessanten Vortrag über diesen Fund, worin er u. a. Folgendes ausführte: Ungefähr an derselben Fundstelle ist schon 1811 ein Münzfund gemacht worden, dessen Stücke in die Zeit von 850—900 gehören. Unterhalb des Burghügels Grüned führte einst die alte Reichsstraße vorbei, und von dieser zweigte ein Fußweg durch die Felspartie des Hügels ab. Dieser Fußweg führt zunächst auf ein Rasenplätzchen, das senkrecht ab der Fundstelle, etwa zehn Meter hoch liegt. Es ist nun anzunehmen, daß jemand beim Aufstieg zur Burg auf dem unterhalb dieser liegenden Rasenplätzchen die heutigen Fundgegenstände niedergelegt oder vergrub und diese dann in der Folge in die Felspalte hinunterrutschten, die durch die Sprengung geöffnet wurde. Die 115 Münzen sind zum Teil golden-silbern, zum Teil silbern. Circa 30 sind geprägt vom Longobardenkönig Desiderius, 9 von Pipa, 32 von Karl dem Großen, 1 von Palabinen Karls, 2 von angelsächsischen Königen, 2 von arabischen Kalifen. Die Münzen Karls des Großen sind zum Teil in italienischen, zum Teil in fränkischen Städten geprägt. (Eine in Chur.) Einzelne tragen die Jahreszahl 774. 773/74 führte Karl der Große Krieg mit den Longobarden, deren Reich wurde vernichtet, die Städte geplündert und auch der Longobardische Kriegsschatz erbeutet. Die Beute wurde zum Teil, wie wir wissen, an die Krieger Karls verteilt. Aus

Dieser Zeit stammt ein Teil der gefundenen Münzen; viele tragen völlig frische Prägung. Es ist nun anzunehmen, daß der Fund den Gold oder die Beute eines französischen Kriegers bildete, der auf dem Heimweg aus Italien in Grinect einkehrte. Diese Burg gehörte dem Kloster Dijentis und es ist wahrscheinlich, daß sie für das Kloster die reisenden kaiserlichen Leute aufnehmen und bewirten und eventuell geleiter mußte; ähnliche Verpflichtungen des Klosters Reichenau und seiner Besitzungen sind aus Urkunden bekannt. Es ist nun also möglich, daß ein heimkehrender Krieger Karls im Jahre 775 die Münzen auf dem erwähnten Rajenplatz zurückließ. Ein Gefäß des Fundes ist nicht nachzuweisen. Einzelne Münzen und Schmuckobjekte sind beschädigt. Die Analyse des Prof. Kufberger hat ergeben, daß der Metallgehalt der Münzen mit dem anderer Münzen jener Zeit übereinstimmt. Die goldenen enthalten 33 bis 41 v. H. Gold, 55 bis 63 v. H. Silber, das übrige Kupfer. Der gefundene Goldschmuck besteht aus zwei kunstvollen großen Ohrringen (Körbchenform), zwei Ringen, ein Fibelfragment und so weiter; die Arbeit ist longobardisch. An zwei Klümpchen geschmolzenen Goldes ist nichts weiter zu erkennen. —

— Ein **Schilfbürgerstreich** der Regierung und Volksvertretung der argentinischen Provinz Buenos Aires wird im letzten Hefte der „Zeitschrift für Gewässerkunde“ (Dresden, Baensch) erzählt. Im Jahre 1904 hatten die gesetzgebenden Körperschaften der Provinz Buenos Aires beschlossen, zum Vorteil des Getreidehandels einen **Schiffahrtskanal** von Ray Chiquita bis Paradero zu bauen. Mit langen Vorarbeiten und Nachprüfungen hielt man sich nicht auf. Am 12. Oktober 1905 begannen die Erdarbeiten unter amtlicher Leitung des Ingenieurs Emilius Candiani, der die einzelnen Kanalabschnitte an große Unternehmer, auch europäische, abließ. Der Bau wurde für südamerikanische Verhältnisse ganz ungewöhnlich kräftig gefördert, so daß jetzt schon 40 Kilometer „gebrauchsfähig“ ausgeschüttet sind, und selbst ein 100 Meter langer und 20 Meter breiter „Safen“ an der Stadt Junion fertiggestellt worden ist. Selbstverständlich bemächtigte sich die Grundstückspekulation sofort der Gelände an dieser neuen Verkehrsader, die den sehr teuren Eisenbahnen zweckmäßigen Wettbewerb machen sollte. Soweit wäre alles in bester Ordnung gewesen! Aber es fiel einem am Kanalbau tätigen europäischen Ingenieur ein, der Frage näherzutreten, von wo eigentlich der „nervus rerum“ des Kanals, das Wasser, kommen sollte. Und siehe da! In den Vorstudien fand sich darüber nichts! Der Herr Oberingenieur hatte auf die „Wassersfille“ gewisser Lagunen und Wädhlein gerechnet, die den größten Teil des Jahres fast ganz trocken daliegen. Diese verblüffende Entdeckung schmetterte die Staatsvertreter der Provinz Buenos Aires ein wenig nieder. Man riet hin und her, wie man sich aus dieser üblen und kostspieligen Geschichte ziehen könnte. Und da schlug nun der weise Oberingenieur Candiani vor, es einmal mit einer Tiesferlegung des Kanals um 1½ Meter zu versuchen. Das dann zutage tretende Grundwasser müßte genügen, um jährlich den Kanal mit einer Wassermenge von 2,6 Millionen Raummeter auf den Kilometer speisen zu können. Obwohl sehr zuständige Wasserbauingenieure diesen Vorschlag als töricht bezeichnet haben, ist man jetzt mit kostspieligen Vorstudien für den Vorschlag des Ingenieurs Candiani beschäftigt, um wenigstens vom Kanalbau noch so viel herauszuschlagen, wie nur irgend geht. —

Völkertunde.

— Die **Colorados-Indianer** sind Gegenstand einer Abhandlung, die Dr. Ribet, der Arzt der französischen Gradmessungskommission in Ecuador, in einer französischen Fachschrift veröffentlichte. Der Besuch bei den Colorados fand im August 1903 statt. Der Stamm, der etwa 150 Kilometer westlich von Quito in der Umgebung des Dorfes Santo Domingo im Urwald des Küstengebietes wohnt, war bisher sehr wenig bekannt, nur seine Sprache war Gegenstand einer Abhandlung von Eduard Selzer auf Grund der von Wolf und Martinez gesammelten Vokabulare. Aus den von Ribet ermittelten Tatsachen teilt der „Globus“ (Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn) folgendes mit: Im Gegensatz zur Inkasprache, die für die Benennung der verschiedenen Verwandtschaftsgrade reich an Ausdrücken ist, hat die Sprache der Colorados ein besonderes Wort nur für die Verwandtschaft ersten und zweiten Grades. Die männlichen Kinder erhalten den Familiennamen des Vaters, die weiblichen aber den der Mutter. Traditionen gibt es nicht, die Erinnerung an die Vergangenheit reicht nicht weit zurück. Vom Quichua ist die Sprache ganz verschieden, vielmehr scheint sie ein Dialekt der Cahapasprache zu sein. Die Vornamen sind spanisch. Ihren Namen haben diese Indianer von der Bemalung ihres Körpers. Hierzu wird besonders die Achote (Bixa Orellana) verwendet, deren frischer Saft eine schöne rote Farbe gibt. Eine schwarze Farbe, Mali, wird ebenfalls aus der Frucht eines Baumes gewonnen, den Ribet jedoch nicht feststellen konnte. Man bemalt sich bei festlichen Gelegenheiten oder aus Eitelkeit. Die Ohren werden nicht durchbohrt, wohl aber bei den Männern mit Eintritt der Pubertät der rechte Rajenflügel. Deformation des Schädels kommt vor, die Sitte scheint aber im Schwinden zu sein; neben Kindern mit abgeplattetem Schädel fand Ribet auch solche ohne jede Deformation. Die Felder einer Familie liegen im Walde verstreut und werden nach Bedarf nacheinander mit Kakao, Vananen und Zuckerrohr bebaut. Von Musikinstrumenten erwähnt Ribet zuerst eine

1,8 Meter lange und 0,30 Meter breite sahnartige Marimba, die mit den Enden am Dach der Hütte aufgehängt ist und mit zwei Stäbchen, die eine Hautschüttel tragen, gespielt wird; dann eine Geige mit drei Saiten und eine Flöte. Zu den Haustieren gehören der Hund, Hühner und Schweine. Ein berauschendes, aber wenig alkoholhaltiges Getränk wird aus Zuckerrohr gewonnen, doch erliegen die Indianer ihrer Leidenschaft für die mit europäischen Süßmitteln hergestellten berauschenden Getränke. Neben dem Feldbau dienen Jagd und Fischerei dem Lebensunterhalt. Besonders geschickt ist man in der Verwendung des Masrohrs. Stollenweise sollen noch Pfeil und Bogen in Gebrauch sein. Die Pfeile werden vergiftet; das Gift heißt Chihuila und wird aus einem Baume durch Einrißen gewonnen. Die Lanze scheint unbekannt zu sein. Auf der Jagd werden zum Anlocken der Tiere deren Stimmen nachgeahmt. Die Stellung der Frau ist verhältnismäßig hoch. Die Entbindung ist leicht, die Fruchtbarkeit nicht groß. Witwen und Witwer verheiraten sich wieder sehr schnell. Fieber, Dysenterie und Trunksucht bewirken, daß ein hohes Alter selten erreicht wird. Ribet hat dort auch eine Schlafkrankheit beobachtet. Von den Beerdigungsgebräuchen ist folgendes zu erwähnen: Der Tote wird im Hause begraben und über dem Grab eine kleine Hütte errichtet. Eine Schnur wird dabei um den Leichnam gebunden und mit dem anderen Ende am Dach befestigt. An ihr soll die Seele entweichen. Wenn man an der Schnur zieht und sie reißt, so ist das ein Zeichen dafür, daß die Seele entwichen ist. Nach der Beerdigung wird das Haus verlassen, doch läßt man am Grabe einige Lebensmittel und angezündete Kerzen zurück. Dem Namen nach sind die Colorados Christen. Weltliche und auch geistliche Gewalt wird von einem gewählten „Gouverneur“ ausgeübt. —

Humoristisches.

— **Kompliment.** Junger Arzt (der eine reiche Patientin geheiratet hat): „Also Du hast es von vornherein auf mich abgesehen gehabt, Schelmin, und krank warst Du gar nicht?“
 Frau: „Gott bewahre . . . sonst wäre ich doch zu einem anderen Arzt gegangen!“ —
 — **Bewiesen.** „Hat sich der K. in seinem neuen Wohnort schon eingewöhnt?“
 „D ja, er hat dort schon — fünfhundert Mark Schulden!“ —
 — **Im Examen.** Professor der Literaturgeschichte: „Nennen Sie mir ein Volkslied, das Ihnen so recht aus der Seele gesprochen.“
 Kandidat: „Jetzt gang i ans Brümmele, trink' aber net!“ —
 („Wegendorfer-Blätter.“)

Notizen.

— Der internationale Frauenbund für Vogelschutz versendet eine Aufforderung zur Beteiligung an einem Preisaus schreiben. Es werden vollständig gehaltene Erzählungen (5 bis 10 Seiten Großquartformat) für Kinder von 7 bis 13 Jahren verlangt; das Verständnis und die Liebe zu unserer Tierwelt und im besonderen zu unserer Vogelwelt soll durch diese Erzählungen wachgerufen und gestärkt werden. Die Arbeiten sind bis 1. Oktober in der üblichen Weise an die „Geschäftsstelle des Internationalen Frauenbundes für Vogelschutz“, Berlin O. 27, Holzmarktstraße 53, einzusenden. Die Preise betragen 300, 200, 100 und 50 Mark. —
 — Max Grube soll Leiter des Meininger Hoftheaters werden. —
 — Das Lustspielhaus hat Gottfried Reulings Komödie „Das Friedensdorf“ erworben. Das Stück geht noch in dieser Spielzeit in Szene. —
 — Ende Februar bringt das Schiller-Theater Stefan Großmanns Gefängnisdrama „Der Vogel im Käfig“ heraus. —
 — Ein Interieur mit zwei Figuren des Niederländers Van der Meer de Delft ist von einem reichen Berliner Händler für 325 000 Mark angekauft worden. —
 — Ein Preisaus schreiben für die badische Künstlergesellschaft erläßt die Leitung der Internationalen Kunst- und Gartenbau-Ausstellung Mannheim 1907, und zwar zur Erlangung von Entwürfen für ein Ausstellungsplakat. An Preisen sind im ganzen 2600 M. angesetzt, darunter der erste mit 1200 M. Termin 1. Mai 1906. Alles nähere durch die Geschäftsstelle der Ausstellungsleitung in Mannheim, Friedrichsplatz 14. —
 — Die Dresdener Kunstgenossenschaft beschloß die Errichtung eines Künstlerhauses. Für die Kosten der Errichtung sind 475 000 M. veranschlagt. —
 — c. 600 000 Mark für eine Markensammlung. Aus London wird berichtet: Der höchste Preis, der je für eine Markensammlung bezahlt worden ist, wurde soeben für die Sammlung des Mr. W. W. Mann gegeben; er betrug über 600 000 Mark. Die Sammlung umfaßt nur europäische Marken, die der bisherige Besitzer im Laufe von 20 Jahren zusammengebracht hat. Es ist die beste Sammlung ihrer Art mit besonders schönen und zahlreichen seltenen Marken. —